

Corona-Risiko: Jung, gefährdet, zuversichtlich

Ein Beitrag von
CHRISTIAN KREMER,
Redaktion Trierischer Volksfreund

Der Club Aktiv dankt dem Trierischen Volksfreund und dem Autor für die Erlaubnis den Beitrag, der in der TV-Ausgabe vom 11. April erstmals veröffentlicht wurde, im Club Aktiv-Magazin abzudrucken.

Wenn es um Risikogruppen geht, ist meist die Rede von älteren Menschen.

Nun erklärt die 29-Jährige Anne K., die fast 24 Stunden am Tag eine Pflegerin an ihrer Seite braucht, wie sie trotz allem positiv bleibt.



Foto: Edouard Olszewski

Anne K. hat Ende März ihren 29. Geburtstag gefeiert. Wegen Corona ohne Freunde und Bekannte – wie so viele andere Menschen. „Es war der erste Geburtstag, an dem ich mich darüber gefreut habe, älter zu werden“, sagt sie. Gerade wegen der Pandemie sei sie dankbar für ein weiteres Lebensjahr. Dass Anne K. so denkt, liegt daran, dass sie Teil der Corona-Risikogruppe ist, obwohl ihr Alter nicht dafür spricht. Die 29-Jährige wiegt unter 30 Kilogramm, braucht einen Rollstuhl und Unterstützung. Denn sie hat kongenitale Muskeldystrophie, im Volksmund „Muskelschwund“ genannt. Das ist eine fortschreitende Krankheit, die irgendwann tödlich endet. Das macht die 29-Jährige anfälliger für Covid 19 als die meisten Menschen über 60 Jahre. Trotzdem verliert sie weder ihren Mut noch ihre Lebenslust.

Der erste Geburtstag, an dem ich mich gefreut habe, älter zu werden.



Wegen der Krankheit hat Anne K. eine schwere Behinderung und ist auf eine häusliche 1:1-Betreuung angewiesen. Sie hat einen Anspruch von 21,65 Stunden am Tag, die sie von speziell ausgebildetem Pflegepersonal betreut wird. Insgesamt sind 16 Pflegerinnen beteiligt, alles Frauen. Elf von ihnen haben ihren Hauptjob in Krankenhäusern in der Region. Deswegen sind sie jeweils nur wenige Tage im Auftrag des Club Aktiv aus Trier bei der 29-Jährigen. Sie lebt in Bitburg.

Die Lungenkapazität der jungen Frau ist wegen des Muskelschwunds eingeschränkt. Sie kann nicht so kräftig husten wie ein gesunder Mensch. Manchmal wird Anne K. an ein Gerät angeschlossen, das sie dabei unterstützt, den Schleim abzu husten. Im Schlaf kommt eine Beatmungsmaske zum Einsatz und die Sauerstoffsättigung muss per Monitor überwacht werden.

Keiner ist absolut sicher.



Das sind Punkte, die sie anfälliger für eine Lungenkrankheit machen. Deswegen hat Corona den Alltag von Anne K. komplett durcheinander gewirbelt. Alle Pflegerinnen und ihre Familie (Vater, Mutter und Schwester) tragen in ihrer Nähe Mundschutz – nicht den für die Kliniken vorbehaltenen, betont sie. Sie geht zwar noch spazieren, auch um ihr Immunsystem zu stärken, auf Einkäufe im Supermarkt

verzichtet sie aber. Ihr Essen nimmt sie nicht mehr gemeinsam mit den Pflegerinnen, sondern alleine ein.

Die immer noch beträchtliche Zahl der sozialen Kontakte, auf die sie angewiesen ist, ist die größte Gefahr für sie.

Trotzdem betont die 29-Jährige, dass sie ja auch andere Menschen anstecken könnte. Sie mahnt zur Vorsicht und zum Einhalten der Hygiene- und Abstandsregeln, um sich gegenseitig

vor der Ansteckung zu schützen. Schließlich sei keiner absolut sicher.

Bevor andere Menschen die Wohnung der 29-Jährigen betreten, kontrollieren alle die Temperatur. Auch bei sich misst Anne K. täglich Fieber. Ihre anstehenden Kontrolltermine beim Arzt und die

Physiotherapie hat sie abgesagt, um die Zahl der persönlichen Kontakte zu reduzieren. Die logopädischen Sitzungen laufen inzwischen per Videochat ab. Diese Sitzungen sind für Anne K. besonders wichtig. Es geht zum Beispiel um Atemvolumenübungen und das richtige Abhusten.

Mit Blick auf die kommenden Wochen befürchtet Anne K., dass ihre Pflegerinnen mit Corona-Infizierten in

Kontakt kommen könnten und somit als Helfer bei ihr wegfallen könnten. Zwei der 16 Pflegerinnen kommen nicht mehr zu ihr, weil sie in den

Krankenhäusern auf Corona-Stationen arbeiten und in Kontakt mit Infizierten kommen. Noch müsse ihre Familie deshalb nicht mehr einspringen als sonst. „Jedoch rechnen wir jederzeit damit, dass sich das ändern kann und meine ganze Familie aushelfen muss, um Ausfälle vom Pflegepersonal aufzufangen.“

Der 29-Jährigen geht es nicht nur um ihre Sicherheit: Für das Pflegepersonal und Ärzte fordert sie Bonuszahlungen, bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne für die Zeit nach Corona. Zurzeit müsse das Personal zudem getestet werden. „Von der Politik wünsche ich mir persönlich, dass sie die Versorgung von behinderten Menschen im Krankenhaus individuell passend, flexibel und unbürokratisch gestaltet, um eine bestmögliche Genesung zu gewährleisten“, sagt die Bitburgerin.

Sie selbst versuche seit drei Wochen einen unbürokratischen Notfallplan für sich zu erarbeiten. Bisher sei ihr das noch nicht gelungen. So verlange die Krankenversicherung zum Beispiel, dass sie im Fall einer Infektion in der Corona-Klinik in Gerolstein behandelt werde. Dort wisse jedoch niemand, wie man mit ihrer Behinderung umgehen müsse.

Ich gehe davon aus, dass ich benachteiligt werde, wenn zwischen mir und Jemandem ohne Vorerkrankung gewählt werden muss.



Vielen fehle noch das Wissen darüber, wer die Risikogruppe sei: nicht nur alte Menschen, sondern auch Kinder mit Vorerkrankungen oder scheinbar gesunde Menschen, die im Alltag kaum Einschränkungen haben, oder jemand wie sie. Echte Solidarität heißt für Anne K.: „Den Schwächeren helfen und in dem Fall nicht egoistisch oder leichtsinnig sein.“ In der Konsequenz erhofft sie sich vom Einhalten des Kontaktverbots, dass die Intensivplätze für Risikopatienten frei bleiben. Alles andere wäre fatal. Denn vor der Triage – der Entscheidung, wer leben darf und wer sterben muss, wenn zu wenig

Kapazitäten da sind – hat die 29-Jährige Angst. Sie gehe davon aus, dass sie benachteiligt werde, wenn zwischen ihr und einem Menschen ohne Vorerkrankung gewählt werden müsse.

Ich habe keine Angst, da Corona für mich genauso tödlich sein kann wie vieles andere.



Trotz allem bleibt die 29-Jährige optimistisch: „Ich habe keine Angst, da Corona für mich genauso tödlich sein kann wie vieles andere.“ Für die Zeit nach der Pandemie hat sie einen Wunsch: „Ich hoffe darauf, dass nichts mehr wird, wie es war, sondern dass wir dieses Gemeinschaftsgefühl und diese Solidarität weiter beibehalten.“ Die Menschen müssten sich dazu bewusst machen, wie gut sie es in Deutschland haben.

